

---

# 1 DAS MULTIPLE UND FLEXIBLE SELBST

## 1.1 Kapitelüberblick

Das Selbst hat im Rahmen der psychologischen Forschung große Aufmerksamkeit erlangt und die verschiedensten Themen - wie beispielsweise Selbstaufmerksamkeit, Selbstwert, Selbstkontrolle, Selbstbestätigung oder auch Selbstüberwachung - werden unter dem Begriff des Selbst zusammengefasst. Diese Vielfältigkeit des Themas ließ Baumeister (1998) zu dem Schluss kommen, dass „(the) self is not really a single topic at all, but rather an aggregate of loosely related subtopics“ (S. 681). In diesem Kapitel der Arbeit wird gerade wegen der Komplexität der Forschung zum Selbst zunächst die historische Entwicklung dieses Themas dargestellt. Anschließend wird eine Definition des Selbst gegeben, die für die vorliegende Arbeit als grundlegend betrachtet wird. Entsprechend dieser Definition wird das Selbst als eine Gedächtnisstruktur verstanden, welche die Gesamtheit des selbstbezogenen Wissens einer Person enthält. Darüber hinaus wird das Selbst einer Person nach dem dynamischen Modell des Selbst von Hannover (1994; 1997a) als *multipel* beschrieben, da es sich aus zahlreichen Komponenten zusammensetzt. Gleichzeitig wird es als *flexibel* betrachtet, da zu einem Zeitpunkt immer nur auf eine Teilmenge der zahlreichen Komponenten zugegriffen wird. Abschließend wird in diesem Kapitel darauf eingegangen, dass entweder auf kürzlich oder aber auf bereits sehr häufig aktiviertes selbstbezogenes Wissen besonders leicht zugegriffen werden kann.

## 1.2 Eine Begriffsbestimmung des Selbst

Die erste detaillierte psychologische Diskussion des Selbst stammt aus dem 19. Jahrhundert. James (1890; 1892) führte bereits zu dieser Zeit die Unterteilung zwischen dem Self as Known (das "Me" oder das "Selbst") und dem Self as Knower (das "I" oder das "Ich") als zwei miteinander verbundene Aspekte des Selbst ein. Seine Unterscheidung wurde von nachfolgenden Forschergenerationen übernommen und legte den Grundstein für das heutige Verständnis über das Selbst. Die Unterscheidung zwischen dem Self as Known und dem Self as Knower wird von ihm folgendermaßen beschrieben: "Whatever I may be thinking of, I am always at the same time more or less aware of myself, of my personal existence. At the same

time it is I who am aware; so that the total self of me, being as it were duplex, partly known and partly knower, partly object and partly subject, must have two aspects discriminated in it, of which ... we may call one the Me and the other the I" (James, 1892, S. 159).

Das Self as Known kann nach James (1892) Antworten auf die Fragen „Wer bin ich“ oder auch „Wie bin ich“ geben, da es die Inhalte des Selbst umfasst. Kognitionspsychologisch beschrieben enthält es *deklaratives Wissen*, also explizites Faktenwissen über die eigene Person und wird heute als Selbstkonzept oder Selbstbild bezeichnet (Greenwald & Pratkanis, 1984; Linville & Carlston, 1994). Das Self as Knower ist dagegen der psychologische Prozess, der für die Selbstwahrnehmung verantwortlich ist und Gedanken, Gefühle und Handlungen der eigenen Person kontrolliert und überwacht (Linville & Carlston, 1994). Damit enthält es im kognitionspsychologischen Verständnis *prozedurales Wissen*, das sich auf die Art und Weise bezieht, wie verschiedene Aufgaben ausgeführt werden (Greenwald & Pratkanis, 1984; Linville & Carlston, 1994). Das Self as Knower ist in jedem Moment bewusst. Das Self as Known stellt dabei eines der Dinge dar, derer sich das Self as Knower bewusst ist (James, 1892). Mit dieser Unterteilung weist James (1892) darauf hin, dass menschliches Handeln nur durch die Beachtung der Fähigkeit zum reflektierten Bewusstsein, bzw. der Fähigkeit über sich Selbst nachdenken zu können, vollständig erklärbar ist. Denn gerade die Fähigkeit, sich Selbst zum Gegenstand der eigenen Gedanken zu machen, unterscheidet den Menschen von den meisten, wenn nicht sogar von allen Tieren (Leary & Tangney, 2003). Um die Unterscheidung zwischen dem Self as Known und dem Self as Knower zu verdeutlichen, verglichen Greenwald und Pratkanis (1984) in einer Computer-Metapher das Self as Knower mit einem Programm und das Self as Known mit den Daten. Das Self as Knower wird also mit den kognitiven Prozessen und das Self as Known mit den Inhalten, auf die diese Prozesse bezogen sind, gleichgesetzt (Greenwald & Pratkanis, 1984). Nach James (1892) kann das Selbst nur dann angemessen beschrieben werden, wenn die Interaktion dieser beiden Aspekte des Selbst betrachtet wird.

Obwohl James (1892) die Bedeutsamkeit des Zusammenspiels dieser beiden Selbstaspekte betonte, hat sich die Forschung im letzten Jahrhundert verstärkt auf das Self as Known konzentriert. Schon James unterschied dabei das materielle, das soziale und das spirituelle Selbst als drei verschiedene Komponenten des Self as Known. Das materielle Selbst repräsentiert die gesamte körperliche Erscheinung der eigenen Person sowie Gegenstände, die sich in der Umgebung der eigenen Person befinden, aber auch die eigene Familie. Im

sozialen Selbst sind dagegen Reaktionen und Wahrnehmungen anderer Personen auf die eigene Person enthalten. Schließlich beinhaltet das spirituelle Selbst die Wahrnehmung eigener Gedanken und Gefühle. Über diese Unterteilung in drei Selbstkomponenten hinaus geht James (1892) sogar so weit zu behaupten, dass eine Person zwar nur ein materielles und ein spirituelles Selbst besitzt, dafür aber so viele soziale Selbst, wie es Personen gibt, die ein Bild von ihr in ihrem Inneren tragen. James (1892) nahm somit an, dass das Selbst aus mehreren Konstituenten besteht, womit bereits zu seiner Zeit von einer *multiplen* Struktur des Selbst ausgegangen wurde. Die Struktur des Selbst mit seinen multiplen Komponenten stand seit dieser Zeit im Vordergrund der Betrachtung. Die zugrunde liegenden steuernden Prozesse des Self as Knower erfuhren hingegen weniger Beachtung (Hannover, 1997a).

In den 50er und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde das Selbst vorrangig im Rahmen der differentiellen Psychologie empirisch erforscht. Das äußerte sich insbesondere darin, dass Messinstrumente zur Erfassung von Aspekten des Selbstkonzeptes, von Personeneigenschaften und des Selbstwertes entwickelt wurden (z.B. Bugental & Zelen, 1950; Kuhn & McPartland, 1954).

In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts begann mit dem „Social-Cognition-Paradigma“ ein entscheidender Fortschritt für die Sozialpsychologie und damit auch für die Erforschung des Selbst. In diesem Paradigma wird das Selbst von einer kognitionspsychologischen Perspektive aus betrachtet. Das bedeutete einerseits, dass Konzepte, Theorien und Methoden der experimentellen kognitiven Psychologie auf traditionelle sozialpsychologische Themen wie Eindrucksbildung, Attribution oder auch Stereotypenforschung angewendet wurden. Beispielsweise wurden neue Methoden, wie kognitives Priming, das Wiedererinnern oder Wiedererkennen von Stimulusmaterial oder auch die Verwendung von Reaktionszeiten für Sozialpsychologen bedeutsam. Andererseits begannen die kognitiven Psychologen lebensnahe Phänomene zu untersuchen und bedeutungshaltige Stimulusmaterialien zu verwenden (vgl. Hannover, 1997a; Holyoak & Gordon, 1983).

Drei Grundannahmen bestimmen seit dieser Zeit die Selbstforschung: Erstens wird davon ausgegangen, dass befriedigende psychologische Erkenntnisse nicht auf einer Stimulus-Response-Ebene, sondern auf der Ebene mentaler Prozesse zu finden sind (Markus & Zajonc, 1985; Strack, 1988). Zweitens werden kognitive Prozesse unabhängig von ihrem spezifischen Inhalt untersucht (Schneider, 1991). Diese kognitiven Prozesse werden drittens im Rahmen

der Informationsverarbeitung konzeptualisiert, in dem Gedächtnisprozesse eine zentrale Rolle spielen (Schneider, 1991; Strack, 1988). Das bedeutet, dass die Enkodierung, die Speicherung und der Abruf von Informationen wesentlich durch bereits existierende Wissensstrukturen beeinflusst sind (Schneider, 1991). Informationen werden bei der Enkodierung in einen internen Gedächtniscode übersetzt und möglicherweise durch kognitive Operationen umgewandelt, sodass wieder abgerufenes Material gegenüber der originalen Information verändert sein kann. Damit erlangen steuernde mentale Prozesse wesentliche Bedeutung, da nur durch sie beobachtbares Verhalten und Interaktionen befriedigend erklärt werden können (Strack, 1988).

Zusammengefasst spielen Gedächtnisprozesse im Rahmen der Social-Cognition Forschung eine besondere Rolle, denn durch bereits existierende Wissensstrukturen können neue Informationen abgewandelt werden. Konsequenterweise wird daher auch das Selbst als eine Gedächtnisrepräsentation aufgefasst. Diese Gedächtnisrepräsentation wird als *Selbstkonzept* bezeichnet (Carlston & Smith, 1996; Hannover, 1997a). In der Funktionsweise entspricht das Selbstkonzept anderen Gedächtnisstrukturen, die beispielsweise sozial geteiltes Wissen enthalten. Allerdings umfasst das Selbstkonzept einer Person im Unterschied zu anderen Strukturen sämtliches Wissen („Selbstwissen“), das eine Person im Laufe ihres Lebens über sich selbst gesammelt hat (Hannover, 1997a; Linville & Carlston, 1994; Markus, 1977).

In Übereinstimmung mit der Unterteilung verschiedener Konstituenten des Self as Known nach James (1892), wird auch in der Social-Cognition Forschung davon ausgegangen, dass selbstbezogenes Wissen eine *multiple* Struktur besitzt. Genauer wird angenommen, dass selbstbezogenes Wissen in Verbindung zu verschiedenen Kontexten gespeichert ist: „...recent notions tend to reflect *multiple contexts* of self. In other words, self-knowledge may be organized around specific contexts of one’s life” (Linville & Carlston, 1994, S. 149). Das Selbstwissen einer Person ist also nicht als eine einheitliche Struktur abgespeichert, sondern es wird in diesem Verständnis als ein assoziatives Netzwerk verstanden, in dem Informationen in verschiedenen Kontexten gleichberechtigt repräsentiert sind (Bower & Gilligan, 1979; Kihlstrom & Cantor, 1984). In dem Selbstkonzept einer Person existieren, wie in Abbildung 1 stark vereinfacht dargestellt, ein mittlerer Knoten (das Selbst) und verschiedene weitere Wissensknoten, die vertraute andere Personen, Orte und Dinge darstellen (Collins & Loftus, 1975; Kihlstrom, Beer & Klein, 2003). Diese Wissensknoten sind miteinander verbunden, wobei die unterschiedlichen Wissensinhalte verschieden stark

miteinander vernetzt sein können. Wissen, das besonders stark miteinander assoziiert ist, bildet dabei ein Informationscluster. Diese kontextgebundenen Informationscluster werden nach Hannover (1997a) *Selbstkonstrukte* genannt. Wie in Abbildung 1 verdeutlicht, kann eine Person beispielsweise selbstbezogenes Wissen über sich am Arbeitsplatz gespeichert haben. In dem Cluster bzw. Selbstkonstrukt „Ich am Arbeitsplatz“ könnten Informationen über die eigene Person als durchsetzungsfähig, streng oder auch entscheidungsfreudig enthalten sein. Gleichzeitig könnte diese Person ein anderes Selbstkonstrukt „Ich zu Hause“ aufgebaut haben, in dem Informationen wie sportlich, reisefreundlich oder entscheidungsschwach enthalten sind. Die Gesamtheit der Selbstkonstrukte wird von Hannover (1997a) als *Selbstkonzept* bezeichnet. Das Selbstkonzept einer Person besitzt demnach eine multiple Struktur, da das Selbstwissen in mehrere Informationscluster bzw. Selbstkonstrukte untergliedert ist.

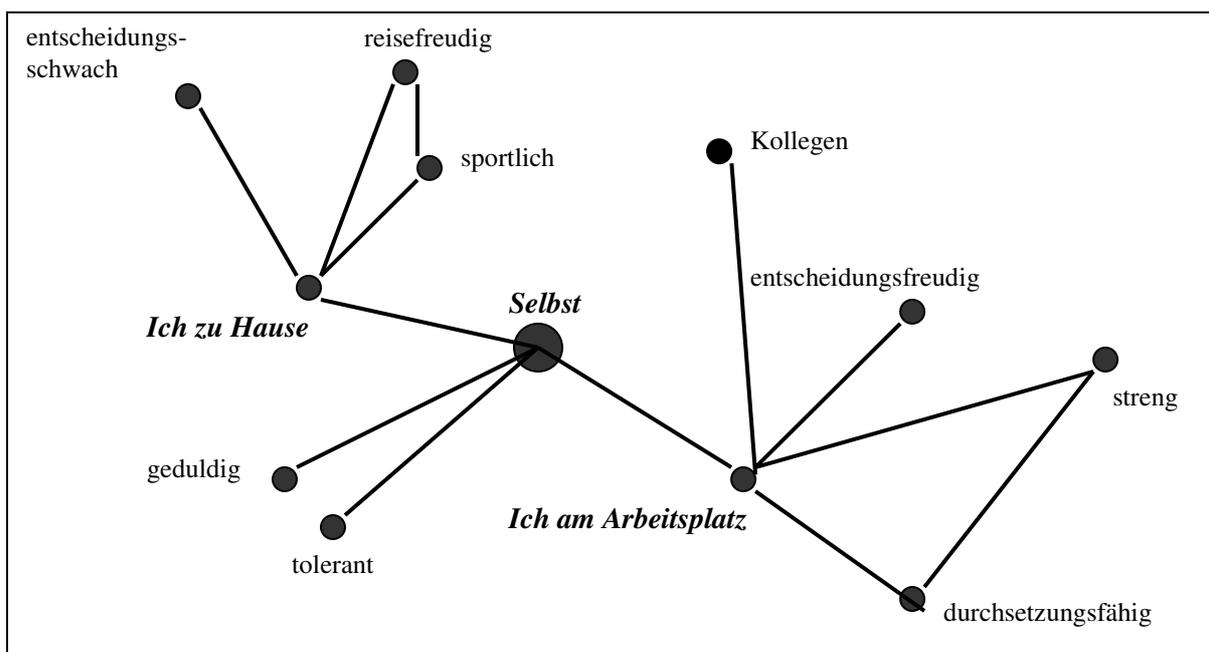


Abbildung 1: Selbstwissen im assoziativen Netzwerk (nach Linville & Carlston, 1994)

Wird ein Knoten eines assoziativen Netzwerkes aktiviert, breitet sich diese Aktivierung auf angrenzende, eng assoziierte Knoten aus. Knoten, zu denen es dagegen keine Verbindung gibt, werden nicht mit aktiviert. Wird also beispielsweise bei der eben beschriebenen Person das Selbstkonstrukt „Ich am Arbeitsplatz“ aktiviert, können Informationen, die eng mit diesem Knoten assoziiert sind ebenfalls mit aktiviert werden (z.B. Kollegen, mit denen die Person zusammen arbeitet; die Pflanze, die dringend wieder gegossen werden muss oder auch

das Computerproblem, das noch zu beheben ist). Diese Knoten bleiben für eine bestimmte Zeit aktiviert und innerhalb dieser Zeit sind die enthaltenen Informationen leichter abrufbar und in kognitiven Aufgaben anwendbar (Hannover, 1997a; Kihlstrom et al., 2003). Die in einer Situation aktivierten Selbstkonstrukte werden als *Arbeitsselfst* bezeichnet (Hannover, 1997a; Markus & Kunda, 1986). Es ist möglich, dass bei einer Person in verschiedenen Selbstkonstrukten gegensätzliche Informationen abgespeichert sind, ohne dass die Person dabei einen Widerspruch erlebt. Beispielsweise kann bei der geschilderten Person das Selbstkonstrukt „Ich zu Hause“ aktiviert werden. Damit könnte die Beschreibung der eigenen Person als entscheidungsschwach abrufbar werden. Wird in einer anderen Situation dagegen auf das Selbstkonstrukt „Ich am Arbeitsplatz“ zugegriffen, könnte damit Selbstwissen aktiviert werden, mit dem sich die Person als entscheidungsfreudig beschreibt. Eine Person kann also nach Aktivierung von verschiedenen Knoten zu gegensätzlichen Selbstbeschreibungen gelangen. Meist hat dieses gegensätzliche Selbstwissen aber keine Konsequenzen, da das Selbst neben seiner multiplen Struktur ebenfalls als *flexibel* bezeichnet werden kann. Das bedeutet, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt nur auf eine Teilmenge der Selbstkonstrukte zugegriffen wird (vgl. Hannover, 1997a). Die beschriebene Person würde sich also entweder als entscheidungsfreudiger Kollege oder aber als entscheidungsvermeidendes Familienmitglied betrachten.

Zusammengefasst wird in der Selbstforschung unter dem Selbstkonzept einer Person eine Gedächtnisstruktur verstanden, in der sämtliche selbstbezogene Informationen, die eine Person im Laufe des Lebens über sich selbst gesammelt hat, miteinander vernetzt gespeichert sind (vgl. Hannover, 1997, Linville & Carlston, 1994). Das Selbst wird dabei im dynamischen Modell des Selbst (Hannover, 1994, 1997a) zum einen als multipel betrachtet, da das Wissen in verschiedenen Kontexten gespeichert ist. Zum anderen ist das Selbst flexibel, da zu einem bestimmten Zeitpunkt immer nur auf eine Teilmenge des Wissens zugegriffen wird.

### **1.3 Die Zugänglichkeit von selbstbezogenem Wissen**

Wie eben ausgeführt können Menschen nicht immer auf alle Bestandteile ihres Selbstkonzeptes zugreifen, vielmehr sind zu einem bestimmten Zeitpunkt nur wenige Selbstwissensinhalte verfügbar bzw. zugänglich (Strack, 1988). Unter der *Zugänglichkeit* wird dabei die Leichtigkeit verstanden, mit der auf einen bestimmten Gedächtnisinhalte zugegriffen

werden kann (Bruner, 1957; Higgins & Bargh, 1987). Die Zugänglichkeit von mentalen Konstrukten ist dabei umso höher, je häufiger eine bestimmte Kategorie bisher aktiviert wurde („frequent contextual priming“, Bargh, Bond, Lombardi & Tota, 1986; Bargh, Lombardi & Higgins, 1988; Bargh & Pratto, 1986) und je kürzer der zeitliche Abstand zur letzten Aktivierung war („recent contextual priming“, Higgins, Rholes & Jones, 1977; Srull & Wyer, 1986).

Eine kurz zurückliegende Aktivierung von Gedächtnisinhalten erhöht dabei die momentane Zugänglichkeit eines Selbstkonstrukts (*situationale Konstruktzugänglichkeit*). Im folgenden Kapitel werden verschiedene Priming-Aufgaben beschrieben, die Gedächtnisinhalte situational zugänglich machen können (z.B. von Gardner, Gabriel & Lee, 1999; Srull & Wyer, 1979; Trafimow, Triandis & Goto, 1991). Über diese kurzzeitigen Aktivierungen hinaus können Selbstwissensinhalte aber auch sehr häufig aktiviert und damit chronisch zugänglich werden (Bargh et al., 1986; Bargh et al., 1988). Mit häufiger Aktivierung von Selbstwissensinhalten wird die Dauer der Zugänglichkeit der Inhalte erhöht (*chronische Konstruktzugänglichkeit*, Hannover, 1997a). Beispielsweise sind Personen Normen und Werten einer Kultur häufig ausgesetzt, womit kulturspezifisches Selbstwissen chronisch zugänglich werden kann. Auf die Aktivierungsquelle von chronisch zugänglichem Selbstwissen durch die Kultur wird in Kapitel 2.2 genauer eingegangen. Zusammengefasst beinhaltet das Arbeitsselbst die Teile des Selbstwissens, die in einem bestimmten Moment aktiviert und somit zugänglich sind (Hannover, 1997a). Dabei kann es sich entweder um Inhalte handeln, die kürzlich (situational zugänglich) oder bereits häufig (chronisch zugänglich) aktiviert worden sind.

Das Zusammenspiel von chronischer und situationaler Zugänglichkeit konnte durch Hannover (1997b) am Beispiel geschlechtsspezifischen Selbstwissens näher beschrieben werden. Jugendliche im Alter von 14-17 Jahren gaben in dieser Untersuchung an, ob typisch maskuline und typisch feminine Eigenschaften auf die eigene Person zuträfen. Zuvor führte jedoch ein Teil der Jugendlichen entweder eine feminine Aufgabe (Wickeln einer Babypuppe) oder eine maskuline Aufgabe aus (Nägel mit einem Hammer in einen Holzbalken schlagen), womit feminines bzw. maskulines Selbstwissen *situational* zugänglich gemacht werden sollte. Es zeigte sich, dass sowohl weibliche als auch männliche Jugendliche, bei denen durch das Wickeln der Babypuppe feminines Selbstwissen aktiviert wurde, sich schneller und häufiger mit typisch femininen Begriffen beschrieben als Jugendliche einer Kontrollgruppe. Wurde

dagegen maskulines Wissen durch das Einschlagen der Nägel aktiviert, beschrieben sich die Jugendlichen unabhängig von ihrem Geschlecht schneller und häufiger mit typisch maskulinen Eigenschaften als die Jugendlichen der Kontrollgruppe. In der Kontrollgruppe selbst, in der weder feminines noch maskulines Selbstwissen aktiviert worden war, beschrieben sich die weiblichen Versuchspersonen schneller und häufiger mit femininen Eigenschaften als die männlichen, die sich wiederum über maskuline Eigenschaften definierten.

In der Kontrollgruppe konnte Hannover (1997a) somit zeigen, dass sich die Jugendlichen entsprechend ihres chronisch zugänglichen geschlechtstypischen Selbstwissens beschrieben. Frauen und Männer werden im Laufe ihres Lebens mit verschiedenen Erwartungen und Anforderungen konfrontiert. Daher werden unterschiedliche feminine bzw. maskuline Selbstkonstrukte zwischen den Geschlechtern häufig aktiviert und damit chronisch zugänglich. Dieses unterschiedliche chronische Selbstwissen bei Männern und Frauen konnte sich daher in der Kontrollgruppe niederschlagen. Die Aktivierung von geschlechtsbezogenem Wissen durch situationale Faktoren (das Wickeln der Babypuppe oder das Einschlagen der Nägel) konnte diese chronische Zugänglichkeit des geschlechtsbezogenen Wissens abschwächen (vgl. Oishi, Wyer & Colcombe, 2000), sodass sich die Probanden nicht mehr entsprechend ihrer chronisch zugänglichen femininen oder maskulinen Konstrukte beschrieben. Diese Untersuchung spricht dafür, dass Personen zu einem bestimmten Zeitpunkt immer nur einen Teil ihres Selbstwissens im Arbeitsselbst verfügbar haben, je nachdem welche Inhalte entweder situational oder chronisch zugänglich sind. Die in einem bestimmten Moment zugänglichen Inhalte des Arbeitsselbst beeinflussten, wie sich die Jugendlichen anhand der vorgegeben Eigenschaften beschrieben.

In der vorliegenden Arbeit wird davon ausgegangen, dass die hoch zugänglichen Selbstkonstrukte einen Einfluss auf das Entscheidungsverhalten von Personen haben. Genauer wird in dieser Arbeit zwischen Personen mit einer chronisch *independenten* oder aber einer chronisch *interdependenten* Selbstdefinition unterschieden (Hannover & Kühnen, 2002; Kühnen, Hannover & Schubert, 2001; Markus & Kitayama, 1991). Im folgenden Kapitel wird daher auf das independente und das interdependente Selbstkonzept eingegangen und dargestellt, welche Art von Selbstwissen jeweils zugänglich und leicht abrufbar ist und sich damit auf Entscheidungen auswirken könnte.